

Teil I Forschungsfragestellung und Stand der Diskussionen

Wohnen im Alter, gemeinsames Wohnen im Alter – das sind bereits etablierte Themen (Andritzky & Strack, 2007; Weeber und Partner, 2001). Den Heimen allein, trotz ihrer außerordentlichen kulturgeschichtlichen Bedeutung im sozialen Wirkungsbereich der großen Weltreligionen (Horden, 2005; vgl. auch in Schulz-Nieswandt, 2003), kann nicht die Zukunft gehören. Zumal ihre kulturgeschichtliche Rolle als (bauliche, mentale wie praktische) Form der organisierten Barmherzigkeit (Dirmeier, 2010) als „Orte der Verwahrung“ (Ammerer et al., 2010) kritisch gesehen werden muss. Die Frage nach der Konzeptualisierung der Formen, in denen der Mensch in Würde altern kann (Billmann, Schmidt & Seeberger, 2009), muss heute einer Antwort zugeführt werden.

Ein gestaltbezogener Differenzierungsbedarf zeichnet sich seit langem ab. Das Themenfeld Wohnen im Alter (vgl. auch Mette & Narten, 2005) ist in der gesellschaftspolitischen Diskussion aktueller denn je. Der Zweite Altenbericht widmete sich schon 1998 dem Thema mit dem Tenor, dass die Gestaltung des Wohnumfeldes die weiteren Verlaufsmuster des Alterns mitbestimmt. Zahlreiche Eckpunkte eines Handlungsbedarfes werden genannt (BMFSFJ, 1998, 239ff.): Die diesbezüglichen Empfehlungen gehen vor dem Hintergrund der in der Gerontologie (Tesch-Römer & Andrick, 2011; Kruse & Wahl, 2009) mit Vehemenz herausgestellten Verschiedenartigkeit der Lebensformen und -bedingungen im Alter in Richtung eines breitgefächerten Spektrums an Wohnangeboten (Blonski, 2009). Neben der Anpassung des Wohnungsbestandes an die Bedürfnisse älterer Menschen gewinnen die aus der internationalen Forschung mit Evidenz vorgetragene Argumente der Quartiersgestaltung sowie der Qualität wohnungsnaher Freiräume an Bedeutung. Dabei ist der Quartiersbezug (vgl. auch Netzwerk: Soziales neu gestalten, 2008) im urbanen Raum noch leicht begreifbar², im ländlichen Raum (Sternberg, 2010) ist der Bezug zum Wohnumfeld anders zu bestimmen.

2 Falk et al., 2011; Grosshans, 2001; Steffen, Baumann & Fritz, 2007; Böhme & Franke, 2010.

Über zehn Jahre später zeigt sich mit Bezug auf diese hier angeführte Sichtweise im Zweiten Altenbericht, dass das Wohnangebot im Alter facettenreicher und bunter geworden ist (auch in der Schweiz, z. B.: Höpflinger, 2006; 2009), wobei es bereits möglich ist, erste Schlussfolgerungen hinsichtlich Stärken und Schwächen verschiedener Wohnkonzepte zu skizzieren (Weltzien, 2004). Nicht alle Zusammenhänge sind aber so simpel, wie manchmal dargestellt (Palm & Bogert, 2007).

Heute gibt es neben dem dichotomen Schema Privathaushalt und Heim zahlreiche Variationen des Wohnens im vor-pflegerischen Kontext, aber auch für Pflegesituationen. In unserer Untersuchung betonen wir beide Phasen des Alters und der weiteren Alterungsverläufe: die vorpflegerische Alterungsphase und, soweit sie personal in der jeweiligen Biographie relevant wird, die von Hilfe- und Pflegebedürftigkeit charakterisierte Alterungsphase (vgl. auch Höpflinger, Bayer-Oglesby & Zumbunn, 2011). Aus der Gerontologie ist empiriegestützt bekannt, ja es ist zur Doxa der differentiellen Gerontologie geworden, dass Alt-Werden und Alt-Sein nicht identisch ist mit umfassenden Verlustprozessen und der Herausbildung von existenziell massiven Abhängigkeitsformen der Lebensführung (Deutsches Zentrum für Altersfragen, 2010). Die interpersonale Varianz ist hoch. Und auch intrapersonal wird man genau lebenslagendiagnostisch hinschauen müssen, wo und wie der Bedarf definierbar ist.

All das ist sattsam bekannt und muss doch immer wieder explizit formuliert werden (Schulz-Nieswandt, 2006; 2010). Für das Verständnis wohnmorphologischer und auch wohnungs(-wirtschafts-)politischer Fragestellungen ist dies wichtig. Wohnpolitik ist Teil der Sozialpolitik (definiert als Intervention in Lebenslagen und in die Verteilung der Lebenslagen: Schulz-Nieswandt, 2006), und diese ist damit wiederum Teil der Gesellschaftsgestaltungspolitik, dabei wiederum auch das Miteinander der (familial-verwandtschaftlichen wie der gesellschaftlichen) Generationen relational umfassend (Schulz-Nieswandt et al., 2009).

Wohnen ist von existenzialer Bedeutung und deshalb, wie andere Güter der Daseinsvorsorge (Schulz-Nieswandt, 2010b), Gegenstand einer Debatte um die Gewährleistungsstaatlichkeit (Schulz-Nieswandt, 2011). Wohnen ist (Iken, 2007), ohne hier auf die anthropologische Debatte³ umfassender zurückzugreifen, eine kulturelle Institution, in der sich die elementarsten Schutzfunktionen des Menschen habitualisieren.

Wohnen ist, wohnpsychologisch gesehen (Flade, 2006), zugleich eine Ausdrucksqualität der seelischen Identitätswürfe des Menschen im Modus seiner Formen des sozialen Miteinanders. Diese Ausdrucksqualität gewinnt das Wohnen in der Mikrowelt ihrer baulichen, also architektonischen Konstruktion, aber auch im Kontext ihrer lebensweltlichen Einbettung und Ver-

3 Wang, 2010; Bollnow, 2010; Glasze & Mattisek, 2009; Gözl, 1970; Biella, 1998; Oswald, 1996.

flechtung in und mit den Wohnumwelten im engeren (nachbarschaftliches⁴ Wohnumfeld) und weiteren (siedlungsstrukturellen) Sinne.

Wurde soeben betont, die Formen des Wohnens hätten sich in Deutschland (oder etwa auch in der Schweiz: Höpflinger, 2006; 2009) ausdifferenziert, so wird man dennoch konstatieren müssen, dass ein offensichtlich tiefsitzender grammatischer Code die Wahrnehmung der gesellschaftlichen Herausforderung und der Imagination von Antworten und Lösungsideen beherrscht, also die Ideenbildung skriptartig organisiert.⁵ Entsprechend kanalisiert sich auch das soziale Handeln gemäß diesem Code. Das Denken wie das (politische) Handeln ist hier binär codiert: Dichotomisch wird das Spektrum der wohnlichen Möglichkeiten aufgespannt zwischen zwei Polen, auf die hin in der Regel das Denken wie das Handeln fixiert sind.

Soziale Phantasie über Alternativen ist nicht die Regel; institutionelle Pfadabhängigkeiten dagegen umso mehr. Einerseits geht der Blick auf das private, häuslich organisierte Wohnen mit der Konnotation hoher personaler Autonomie: selbstständige Lebensführung in den eigenen (eventuell auch gerade eigentumsrechtlich eigenen) vier Wänden. Dass auch der Raum dieser technisch-dinglichen wie auch sinnlichen, sozialen und seelischen Geometrie der vier Wände eine Käfigfunktion (vgl. auch Neuenstein, 2003) bekommen und zum engen Container werden kann, der die Entwicklung der Person hemmt oder gar gefährdet, wird eher selten in die Reflexion einbezogen. Im 4. Altenbericht der Bundesregierung gab es allerdings diesbezüglich Warnungen (BMFSFJ, 2001, S. 254 f.): häuslich-privates Wohnen nicht um jeden Preis!

Allzu ängstlich wird jedoch die Wahrnehmung auf den anderen Fixierungspol der Situationsdeutung gelenkt: das Heim⁶, in der Forschung (und um keine frühzeitigen Missverständnisse aufkommen zu lassen: oftmals mit guten Gründen) in der Tradition von Goffman (2010) als „totale Institution“⁷ klassifiziert, als Ort der Entpersonalisierung, der systematischen (architektonischen wie sozialen, in den sozialen Interaktionsordnungen verwurzelten) Verweigerung der Autonomie und somit der selbstständigen Lebensführung der Person. Die Themen der Heimrisikofaktoren, auch die Probleme der Heimübersiedlungspfade sowie die zahlreichen Fragen der Qualitätssicherung im stationären Setting sind über Jahre intensiv erforscht und diskutiert worden. Kinderlosigkeit (vgl. auch Schnurr, 2011) muss hierbei als ein besonders bedeutsamer Prädiktor angesehen werden. Wir können

4 Zur Nachbarschaftlichkeit vgl. auch Kröger et al., 2005; angekündigt ist Evans & Schahadat, 2011.

5 Dass hierbei auch ökonomische Interessen eine Rolle spielen, werden wir mit Blick auf die politische Feldanalyse im Teil IV wieder aufgreifen.

6 Vgl. etwa Walter, 2010; Hämel, 2010; vgl. auch Schneekloth & Wahl, 2009, vor allem mit Blick auf die Versorgungsqualität bei Demenz; dazu auch Dibelius & Maier, 2011.

7 Dazu u. a. Heinzlmann, 2003; Täubig, 2009; Bretschneider, Scheutz & Weiß, 2011.

auch, um uns von anachronistischen Rollenzuschreibungen und moralischen Erwartungszuschreibungen familialistisch-archaischer Art zu lösen, von Netzwerklücken⁸ sprechen. Auch die internationale Literatur bietet hierzu umfassendes Material.

Die Literatur soll hier nicht verdichtet zur Synopse gebracht werden. In Kapitel 2 werden einige Aspekte nochmals akzentuiert aufgegriffen. Hier mag sich ein Wandel, der auch die Aktivierungspotenziale im stationären Pflege-setting erkennt und betont (Miklautz, 2006; kritisch Jenull-Schiefer & Janig, 2004; Ackermann & Oswald, 2006), abzeichnen, wohl auch als Ausdruck der Macht der Ideen und der Wandlungen (Brachmann, 2011) in den Paradigmen des professionellen und organisationalen Denkens und Handelns (Schulz-Nieswandt, 2010a). Die dergestalt eingeleiteten Wandlungen sind jedoch auch als eher schleichende, immer wieder auszubalancierende (Glasenapp, 2010) und noch längere Zeit von Widersprüchen geprägte Prozesse angemessen zu verstehen. Demnach muss der kritische Blick nach wie vor auf tiefersitzenden kulturellen Grammatiken der Institutionen verweilen (Schulz-Nieswandt, 2010); vorschnelle oberflächliche Studien (Schneiders, 2010) helfen da kaum weiter.

In der vergleichenden Analyse (Teil III) kommen wir auf das versteckte Dispositiv, auf die Konstruktionslogik dieses wirklichkeitsbildenden Diskurses, nochmals kritisch zurück. Gleichwohl können wir die ganze Komplexität dieser kulturellen Grammatik der Institutionen und der dort tätigen Professionen nicht rekapitulieren. Ganz so einfach ist die Welt nicht gestrickt (dazu ausführlich in Schulz-Nieswandt, 2010). Soweit soll allerdings dargelegt werden: Entpersonalisierende Interaktionsordnungen sind Ausdruck mentaler Modelle der handelnden Personen, nicht eineindeutig gebunden an bestimmte primär architektonisch definierte Settings des Wohnens. Soziales Handeln, das immer über die Wechselwirkung zwischen Menschen konstituiert ist, läuft habituell ab, ist inkorporierte Logik infolge der Erziehung und Sozialisation der Menschen im komplizierten (aber nie vermeidbaren) Verstrickungszusammenhang von Kulturgeschichte, Zeitgeschichte und individueller Biographie. Gleichwohl wissen wir um die restriktiven organisationalen Arbeitsbedingungen in den stationären Settings der Pflege. Zeitmangel ist und bleibt dort ein Problem (Arnold, 2008).

Die wissenschaftliche Diskussion muss – hier folgen wir einem spezifischen kulturwissenschaftlichen Blick auf das gesamte Feld – insofern die „Drehbücher“, die sozialen Inszenierungen des Miteinanders der Menschen (hier in Wohnsettings und Pflegesituationen) als Ausdruck gespielter Skripte (Breckner, 2010) verstehen lernen, um dadurch erklären zu können, ob und wie, also durch welche sozialen Mechanismen es zu Entpersonalisierungen bis hin zu Reinfantilisierungen, Regressionen etc. kommt.

8 Dabei sind die konstitutiven Dimensionen der Verfügbarkeit, Erreichbarkeit, Belastbarkeit und Bereitschaft der Netze als Unterstützungssysteme zu beachten.

Die Welt institutionalisierter Langzeitpflege, ebenso andere stationäre Settings sind oftmals Orte solcher, wie wir es nennen wollen, daseinsverfehlender Entwicklungen. Aber auch die private Lebenswelt des autonomen Haushaltes, die Formen privat-häuslicher Pflegearrangements (Blinkert, 2007) sind nicht frei von solchen verfehlten Formen der Daseinsbewältigung. Vereinsamung und Verwahrlosung ebenso wie verschiedene Arten der Gewalt sind dort nicht fremd. Wir werden in der vergleichenden Betrachtung (Teil III) daher eine These der multiplen optimalen Arrangements vorstellen. Der dichotome Blick wird damit überwunden. Auf diese Weise wird aber auch die Varianz betont: In allen Wohn- und Pflegesettings kann es mehr oder weniger gute, gar schlechte Praxisformen geben.

Es ist genau hinzuschauen: Was sind Faktoren des Gelingens? Woran scheitern Settings? Keine Wohnform im Spektrum der Möglichkeiten ist vor dem Scheitern a priori geschützt. Es kommt darauf an! Andere Wohnformen im Feld zwischen den kritisierten dichotomen Polen dürfen demnach auch nicht romantisiert werden. Sie sind voraussetzungsvoll⁹, wie eben auch eine gelingende Deinstitutionalisierung, wie wir aus internationalen Erfahrungen wissen. Die Deinstitutionalisierungsprozesse haben viele Gesichter (Forster, 2000). Enthospitalisierung (definiert als Auszug aus dem stationären Setting: Kallert et al., 2006) bedeutet nicht automatisch Deinstitutionalisierung, wenn dieser Begriff auf die soziale, also interaktionale Praxis des Umgangs mit Menschen mit Hilfe-, Förder- und Unterstützungsbedarf abzielt (Bitter et al., 2009). Die Deinstitutionalisierung z. B. in der Behindertenhilfe in Norwegen (Sautter, 2008) hat zur Zunahme der Vereinsamung der betroffenen Menschen deshalb geführt, weil die Vernetzung ins Wohnumfeld nicht gelang (oder gar nicht erst anvisiert war).

Es scheint – um es nochmals, aber deutlicher zu sagen – wichtig zu sein, das Thema der Wohnmöglichkeiten nicht nur an die Pflegesituation zu koppeln. In der Pflegesituation ist die Frage der Wohnform von konstitutiver Bedeutung für den Erhalt und der Förderung der personalen Autonomie. Gerade dort. Aber nicht nur dort. Der Zusammenhang gilt für den ganzen menschlichen Lebenszyklus. Auch das Thema des Kinderzimmers, um ein lebenslaufbezogen zeitlich vorgelagertes Phänomen aufzugreifen, ist von hoher kulturgeschichtlicher¹⁰ wie individualpsychologischer Bedeutung, für die Personwerdung des Menschen.

Wir haben daher den Blick nicht nur auf Wohnformen in der bereits relevant gewordenen Pflegesituation geworfen; auch die vorpflegerische Entwicklungsphase des Alterns muss beachtet werden. Die Formen des Hineinalterns (wie gesagt: angesichts der Befunde der differentiellen Gerontologie

9 Vgl. dazu auch Riedel-Heller et al, 2010; Faulbaum-Decke & Zechert, 2010; Weltzien, 2004.

10 Kritisch mit Blick auf romantische Kindheits-Konstruktionen: Bühler-Niederberger, 2005; vgl. auch in Schulz-Nieswandt, 2004.

ohne Determinismus gedacht) in Abhängigkeitssituationen des höheren Alters sind entscheidend, sie sind mitentscheidend für die weiteren Verlaufsformen des Alter(n)s.

Die längsschnittliche Perspektive ist folglich entscheidend. Kontrollierte, also mit Kontrollgruppen praktizierte Interventionsstudien wären demnach der „Goldstandard“ der Forschung. Doch diese sind naturgemäß teuer. Querschnittliche Analysen helfen daher in der Regel nicht viel weiter. Das gilt natürlich auch für unsere Studie, die nur als explorativ und – allerdings – tiefgehend verstanden werden kann. Und wenn bislang von Hilfe- und Pflegebedürftigkeit die Rede war, so sind wir uns der Probleme und Grenzen dieser Begriffsbildung, nicht nur angesichts der neueren Fachdebatten um die Neufassung des Begriffs der Pflegebedürftigkeit (Wilcken, 2011; Danz, 2011), durchaus bewusst. Unsere Ausführungen beziehen sich auf oftmals komplexe Bedarfslagen, bei denen etwa chronische Erkrankungen, mitunter im Rahmen von Multi-Morbidität, funktionelle Beeinträchtigungen, psychosoziale Aspekte, verschiedene Formen von Behinderungen überlappend, zum Teil zusammenhängend entstanden, zur Wirkung kommen.

Und noch eine weitere kurze Vorklärung sei angeführt. Wenn von Bedarf und Versorgung die Rede ist, meinen wir keine Logik paternalistischer (Zude, 2010; Stettner, 2007), also einer durchaus wohlwollenden, gar generös, aber aus Gnade und Barmherzigkeit „von oben“ herab gewährten sozialen Hilfe, egal, ob wir medizinische, pflegerische oder heilpädagogische Professionen oder auch Angehörige oder bürgerschaftlich bzw. ehrenamtlich Engagierte in die Betrachtung einbeziehen (dazu in Schulz-Nieswandt, 2010). Natürlich geht es unabdingbar um Hilfe und um Helfen. Aber Hilfe bleibt bei uns eingebettet in die normativ eingeforderte Logik des Förderns, der Hilfe zur Selbsthilfe, der Selbstbefähigung und des Selbstmanagements. Und hier müssen die Professionen ihre je eigene Optimalität von Nähe und Distanz realisieren (Dörr & Müller, 2007; Duppel, 2005). Wohnen ist in diesem Sinne positioniert zwischen Privatheit und Öffentlichkeit (Eberle & Glaser, 2009; ganz explizit dazu Wonneberger, 2011).

Es sei hier nur angedeutet, dass mit dem Einbringen dieser Kategorien des Privaten und des Öffentlichen als Verräumlichung der auch seelisch erfahrbaren Kategorien der Nähe und der Distanz grundlegende Fragen anthropologischer Art aufgeworfen werden, die geschichtlich und kulturell jeweils konkret verstanden werden müssen (Ritter, 2008; Moos, 2004). Die anthropologische Reichweite derartiger Analysekatoren macht jedoch, und nur das sei hier hervorgehoben, überaus deutlich, wie bedeutsam diese Schlüsselperspektive der definitorischen Konstruktion und der sich anschließenden Balance von Nähe und Distanz, Privatheit und öffentlichem Raum ist.

Hilfe ist Unterstützung, kompetenzbezogen im jeweiligen Lebensumfeld, hier vor allem mit Betonung des Wohnumfeldes, der Wohnform im Rahmen des Sozialraumes (Kessl et al., 2005; Kessl & Reutlinger, 2010). Es geht also um die Autonomie der Person. Auch die Erfahrungen zum gemeinschaftlichen Wohnen in den Niederlanden (vgl. auch Narten & Tischer, 1999) sind in dem Sinne „realistisch“ geworden, als die persönlichen Freiräume heute

deutlich(er) betont werden (Grossjohann & Stolarz, 2000). Es geht um Erhalt und Förderung dieser Autonomie.

Aber der Autonomiebegriff ist nicht trivial. Weil der Begriff der Person anspruchsvoll ist. Zumal wir die Betonung des Empowerments¹¹ als Leitprinzip sozialer Politik nicht unter der Hand in ein neo-liberales Regime des Denkens und Handelns gouvernemental (Lengwiler & Madarász, 2010) abgleiten lassen wollen. Ambivalenzen prägen die Problematik (Anhorn, Bettinger & Stehr, 2007; Niedik, 2010).

Person-Sein ist nicht reduzierbar auf einen abstrakten Begriff des Individuums und eine dergestalt triviale und entleerte Verständnisform von Freiheit. Person-Sein ist immer gekoppelt an die dialogische Existenz mit dem Du, dem unmittelbar Anderen des Mit-Seins im sozialen Dasein. Das Person-Sein verdankt sich diesem sozialen Modus des Mit-Seins und verdankt sich daher sogar dem „Wir“, in das die Person geworfen und auf seine weitere Entwicklung hineingestellt ist. Person-Werdung ist Individualisierung angesichts historischer Zeit und angesichts kulturellen Raums. Die Selbst-Sorge bleibt an der konkreten, interpersonellen Mit-Sorge und an der Verantwortung im Wir des abstrakteren gesellschaftlichen Miteinanders, ontologisch unhintergebar, gebunden.

Es ist sicherlich nicht falsch, unsere empirischen Studien sowie die sozialpolitischen Interpretationen und Bewertungen deutlich vor dem Hintergrund dieser uns leitenden philosophischen (zum Teil theologischen: Schulz-Nieswandt, 2009b) Anthropologie offenzulegen.

Die von uns untersuchten Wohnformen – betreute Wohngruppen für chronisch Kranke und integriertes Mehrgenerationenhaus – reihen sich zwischen diesen beiden andiskutierten Polen ein.

Unsere Studie legt offen, dass für eine gelungene Umsetzung des jeweiligen Wohnkonzepts das gestaltete Gleichgewicht zwischen Nähe und Distanz¹² entscheidend ist. Aus der Psychologie der Bipolaritäten (Mentzos, 2010) der Entwicklungsaufgaben der Person im Lebenslauf wissen wir, dass diese Dialektik von Nähe und Distanz eine der Schlüsselfragen seelisch und zugleich sozial „gesunder“, gelingender Persönlichkeitswerdung ist (dazu insgesamt auch Brandstädter, 2011).

Diese Balance-Arbeit ist ein im Lebenslauf nie völlig abgeschlossener Prozess. Er wurzelt letztendlich in den frühkindlichen Bindungserfahrungen und entfaltet sich im Lauf der weiteren Lebensgeschichte als Arbeit an und mit diesen Bindungserfahrungen zu einem inneren verhaltensgenerierenden Strickmuster der Person (Vöttiner, 2010). Wenn, wie wir soeben kurz und sicherlich sehr dicht skizziert haben, Person-Sein am Modus des sozialen Mit-Seins mit Anderen konstitutiv geknüpft ist, dann ist das Balance-Manage-

11 Literatur dazu in Schulz-Nieswandt, 2010a; Schulz-Nieswandt, 2007; vgl. auch Herriger, 2010; Sanders & Bock, 2009.

12 Das ist ein, kulturanthropologisch gesehen, universales Problem: vgl. etwa Schäfer, 2007.

ment, diese Sozialität zwischen Selbst-Sein und sozialer Einbindung konkret zu leben, nicht nur nicht eine triviale Aufgabe, sondern eine Schlüsselfrage auch für unsere Forschungsfragestellung.

Jede konkrete Person muss für sich ihre je eigene Wohnform finden, die eine optimale Ausdrucksqualität für die eigene lebensgeschichtlich erworbene Balance zwischen Nähe und Distanz darstellt. Um es nochmals deutlich zu betonen: Es geht hierbei nicht um Harmonie, sondern um Ambivalenz-Management. Es ist, psychodynamisch gesprochen, ein seelischer Kampf zwischen Nähe- und Distanzbedürfnis, der sich, hier nun kulturwissenschaftlich gesehen, in sozialen Interaktionen aktualisiert und ereignet, dort mitunter dramatisch inszeniert wird und nicht konflikt- oder spannungsfrei ausgetragen wird.

Dabei lebt jeder Bewohner lebensgeschichtlich entwickelte individuelle Präferenzen dieses Gleichgewichts von Nähe und Distanz, das nicht nur bewohnerspezifisch, sondern auch gemeinschaftsspezifisch im Zeitablauf dynamisch bleibt.

Mit diesen Vorbemerkungen sind wir noch längst nicht bei der „eigentlichen“ Forschungsfragestellung angekommen. In welchen, in jeweils unterschiedliche Wohnformen eingebundenen sozialen Räumen der Interaktion können sich die (immer nur durch diesen Filter der Balance zwischen Nähe und Distanz zum Ausdruck gebrachten) Autonomienansprüche der konkreten Personen optimal realisieren?

Was sind nun unsere eigentlichen, den Kern der empirischen Studie betreffenden Hypothesen? Wir werden diese sogleich im Kapitel 1 darlegen.

Vorweg, anknüpfend an die bislang skizzierten Vorüberlegungen sei gesagt: Selbstständiges Altern und Erhalt von Selbstständigkeit im Alter ist nur durch „aktivierte Aktivität“ der konkreten Lebensführung nachhaltig erfolgreich möglich.

Genau diesen Prozess der aktivierten Aktivität wollen wir in den verschiedenen Wohnsettings abfragen. Wir werden sehen, dass auch einige arrondierende Aspekte wichtig sind und zu Wort kommen. So war auch das Thema der Drehtüreffekte zum Krankenhaus ein Anliegen, konnte aber nicht vertieft analysiert werden (vgl. dazu auch Anderson, 2010). Insbesondere die Frage der Öffnung des Wohnsettings zum Wohnumfeld ist bedeutsam, also die „Community care“-Perspektive¹³ auf die Einbettung des Wohnens in die gemeindliche Kontextualität (Deutsches Institut für angewandte Pflegeforschung, 2010), womit die schwierige Vernetzungsarbeit (zur Netzwerkforschung: Stegbauer & Häußling, 2010) angesprochen ist. Aber auch andere Aspekte des komplexen Problems werden noch gestreift, etwa die der Öffnung zum bürgerschaftlichen Engagement (Schulz-Nieswandt & Köstler, 2011).

13 Am Beispiel der Behindertenarbeit: Aselmeier, 2007; ferner Beck & Greving, 2011; vgl. auch in Hämel, 2010.

Im Kern geht es aber um die Frage nach der Ermöglichung und Förderung von Gegenseitigkeitserfahrungen im Alltag des Wohnens. Das soll aber, wie gesagt, in Kapitel 1 entfaltet werden. Aktives Altern als Vorbedingung von gelingendem (Mahs, 2009), eventuell sogar relativ gesünderem Altern bleibt somit abhängig von der Einbettung in reziproke Interaktionsprozesse, die wir noch genauer bestimmen müssen. Diese reziproken Interaktionserfahrungen wiederum sind auch in ihren Zusammenhängen zu unterschiedlichen Wohnsettings zu hinterfragen.

Die Architektur unserer Studie sieht wie folgt aus.

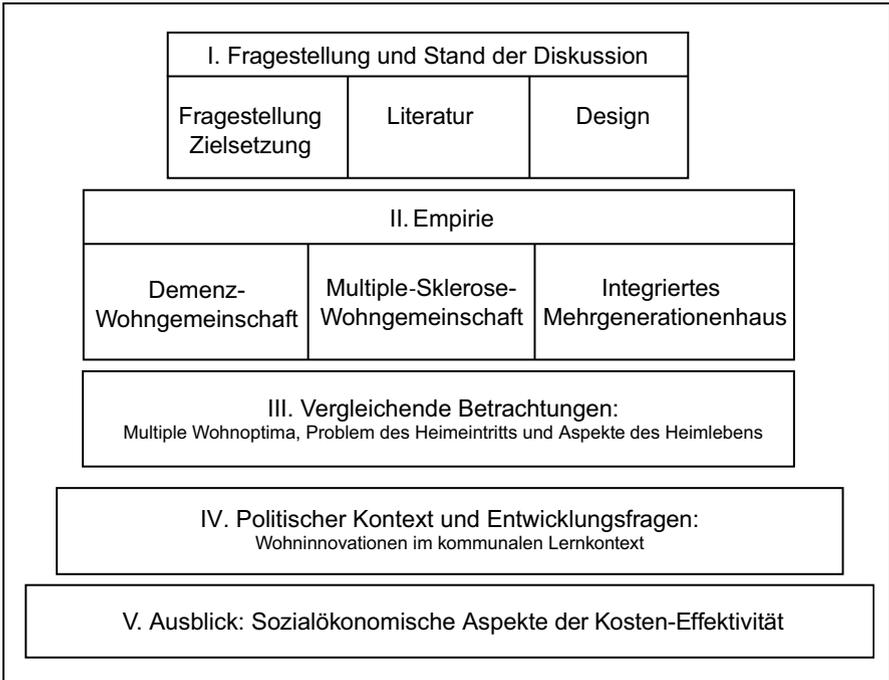


Abb. 1: Einleitung und Architektur

Das Kapitel 1 nutzen wir also, um das Thema „Neue Wohnformen im Alter. Wohngemeinschaften und Mehrgenerationenhäuser“ in einen strukturierten Rahmen zu setzen. Forschungsfragen und Hypothesen unserer explorativen qualitativen Sozialforschungsstudie werden ausgebreitet. Kapitel 2 greift ausgewählte, wichtige Beiträge aus der einschlägigen fachlichen Literatur auf, um die Fragestellung tiefer einzubetten und die Hypothesenbildung zu plausibilisieren. Daran anschließend wird in Kapitel 3 das Studiendesign entworfen und der Ablaufplan des Forschungsprojekts skizziert. Diese drei Kapitel machen den Teil I der Arbeit aus.

Die interpretativen Analysen unserer Studie bilden den Schwerpunkt des zweiten Teils der Arbeit (II). Die Auswertungen der Befragungen von Bewoh-

nern einer Demenz-Wohngemeinschaft¹⁴, einer Multiple-Sklerose-Wohngemeinschaft und eines integrierten Mehrgenerationenhauses werden in Kapitel 4 bis 6 getrennt dargestellt.

Die Ergebnisse werden dann anschließend im Teil III einer vergleichenden Analyse unterzogen.

Im Teil IV erfolgt schließlich eine ausblickende und zugleich hintergrunds-erklärende Analyse des politischen Kontextes, die mögliche Entwicklungsfragen des Feldes aufgreift.

14 Dies ist sicherlich kein ganz neues Thema: Reggentin & Dettbarn-Reggentin, 2006; Planer, 2010.